

der Knabe, welcher schon wusste, daß dieser Befehl an ihn gerichtet, daß er die „infame Viper“ sei, der Knabe trocknete hastig sein verschwollenes Gesicht, und schlüpfte durch die offenstehende Thür in seinen feuchten dunklen Alfoven hinein.

„Jetzt will ich bloß hinspringen und den Pförtner rufen,“ sagte Simon geschäftig, „er soll Jemand nach dem Hôtel Dieu schicken, und einen Arzt herholen zu meiner lieben Kranken Jeanne Marie.“

Er eilte hinaus, und kehrte schon nach wenigen Minuten mit der frohen Botschaft zurück, daß der Pförtner selber gegangen wäre, einen Doktor zu holen, und daß derselbe sicher bald hier sein würde.

„Es ist Unfuss,“ rief Jeanne Marie, „kein Arzt kann mir helfen, und mir fehlt auch gar nichts. Gib mir nur zu trinken, Simon, denn es brennt mir wie Feuer in der Kehle, und dann rufe den kleinen Capet wieder herein, denn in dem dunklen Alfoven glänzen seine Augen, wie Sterne, und das thut mir weh.“

Simon schüttelte traurig den Kopf, und während er ihr das Glas mit kaltem Wasser an die Lippen hielt, sagte er zu sich selber: „Jeanne Marie ist wirklich sehr krank! Sie hat das Fieber! Aber man muß ihr den Willen thun, sonst wird's zum Delirium, und sie könnte wirklich wahnsinnig werden!“

Und mit lautem Gebrüll rief er: „Capet! Capet! Hierher! Komm', Viper, komm', Wolfsbrut! Hierher! Hierher!“

Der Knabe folgte gehorsam dem Befehl und schlich wieder in das Zimmer herein und nahm still wieder seinen Platz auf dem Binsenschemel in der Ecke ein.

„Er soll mich nicht ansehen,“ schrie Jeanne Marie, „er soll seine schrecklichen blauen Augen nicht so in mein Herz hineinbohren, es thut mir weh, ach so sehr, sehr weh!“

„Dreh' Dich um, Viper,“ befahl Simon dem Knaben. „Untersteh' Dich noch Einmal hierher zu sehen, und ich reiß Dir die Augen aus dem Kopf! Ich —“

Die Thür, welche nach dem Corridor führte, ward jetzt geöffnet, und ein alter Mann, auf einen Krückstock gelehnt, auf dem Haupt eine weiße gepuderte Perrücke, die gebeugte Gestalt bekleidet mit einem schwarzen Atlasrock, unter dem eine lange goldgestickte grüne Atlasweste hervorkam, die Füße mit seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen bekleidet, in der rechten, von breiter Spitzenmanschette umrahmten Hand das spanische Rohr mit dem goldenen Knopf, trat in das Gemach ein.

„Na,“ rief Simon lachend, „was ist denn das für eine alte Vogelscheuche? Und was will die hier?“

„Die Vogelscheuche will nichts für sich,“ sagte der alte Mann freundlich, „aber Du willst etwas von ihr, Bürger. Du hast nach mir geschickt.“

„Ach, Du bist also der Doktor aus dem Hôtel Dieu?“

„Ja, ich bin der Bürger Naudin, mein Freund.“

„Naudin, der erste Hospitalarzt aus dem Hôtel Dieu,“ rief Simon. „Und Du kommst selber hierher zu meiner Kranken?“

„Wundert Dich das, Bürger Simon?“

„Ja wohl, es wundert mich. Denn man hat mir oft erzählt, daß der Bürger Naudin, welcher der größte und geschickteste Arzt in ganz Paris wäre, niemals das Hôtel Dieu verlasse, daß die Aristokraten und Civevants ihn immer vergeblich gebeten hätten, sie zu curiren, und daß selbst die Oesterreicherin eines Tages, da sie noch Königin war, vergeblich nach dem berühmten Naudin geschickt und ihn gebeten habe, zu ihr nach Versailles zu kommen. Der Naudin aber habe ihr antworten lassen: „Ich bin der Arzt der Armen und Kranken im Hôtel Dieu, und wer sich arm und krank fühlt, muß zu mir kommen in das Haus Gottes. Wer sich aber zu reich und zu gesund dazu fühlt, der soll sich einen andern Doktor suchen, denn meine Kranken erlauben mir nicht, daß ich das Hôtel Dieu verlasse.“

Und darauf, so hat mir der große Doktor Marat erzählt, darauf ließ die Oesterreicherin anspannen und fuhr nach Paris und nach dem Hôtel Dieu, um den Doktor Naudin zu sprechen, und sich von ihm curiren zu lassen. Ist die Geschichte wirklich wahr, und bist Du der Doktor Naudin?“

„Die Geschichte ist wirklich wahr, und ich bin der Doktor Naudin, mein Freund.“

„Und jetzt verläßt Du das Hôtel Dieu, um meine kranke Frau zu besuchen?“ fragte Simon mit entzückter, geschmeichelter Miene.

„Gehört Deine Frau nicht zu meinen Armen und Kranken?“ fragte der Doktor. „Ist sie nicht eine Frau aus dem Volk, aus diesem lieben französischen Volk, dem ich meine Dienste und mein Leben geweiht habe? Für eine Königin durste Doktor Naudin sein Hospital nicht verlassen, aber für eine Frau aus dem Volke thut er es! Und jetzt, Bürger, laß mich mit Deiner Kranken reden, denn zum Schwätzen bin ich nicht hierher gekommen!“

Ohne eine Antwort Simon's abzuwarten, schritt der Arzt nach dem Bette hin, ließ sich auf den Stuhl vor demselben niedergleiten, und begann sogleich die Untersuchung des Krankheitszustandes der Bürgerin, welche ihm ihre feberheiße Hand darreichte, und mit mürrischer, kaum hörbarer Stimme seine raschen ärztlichen Fragen beantwortete.

Der Schuster stand am Fußende des Bettes und seine kleinen listigen Augen waren mit dem Ausdruck von Staunen und Bewunderung unverwandt auf den Doktor gerichtet.

Hinter ihm in der Ecke saß der Sohn Marie Antoinettes in seiner demüthigen Haltung still und unbeweglich da. Aber trotz des Verbotes von Jeanne Marie hatte er doch wieder sich umgewandt, und schauete nach dem Bette hin, aber nicht auf sie, nicht auf die Stricke-

yn der Guillotine waren seine Blicke gerichtet, sondern auf diesen alten ehrwürdigen Herrn mit der gepuderten Perrücke, dem seidenen Rock, den seidenen Strümpfen, den Kniehosen, Schnallenschuhen, dem Jabot von Spitzen und der goldgestickten Weste. Dieses Costüm erinnerte ihn an die Vergangenheit, die Säle von Versailles glänzten wieder empor in seiner Erinnerung, und er sah sie wie Nebelgestalten an sich vorüberschweben die Cavaliere von damals, welche Alle so gekleidet waren, wie dieser liebe alte Herr, welcher da vor dem Bette der Kranken saß.

„Was schaust Du mich so verwundert und verblüfft an, Bürger Simon?“ fragte Naudin, welcher jetzt mit dem Examen der Kranken zu Ende war.

„Ich wundere mich wirklich, ich wundere mich ungeheuer,“ grinste Simon, „und das will gewiß viel sagen, denn man hat in diesen Zeiten so Vieles erlebt, und gesehen, daß man sich eigentlich über Nichts mehr wundern kann. Aber ich wundere mich doch, Bürger Naudin, wie Du es wagen kannst, in dem Costüm herumzugehen. Das ist ja das hochverrätherische Costüm des Civevants und Aristokraten. Jeder Andere, der sich unterstände, es anzulegen, würde nur noch einen einzigen Spaziergang darin zu machen haben, nämlich den auf die Guillotine, und Du wagst es, damit hierher zu kommen?“

„Wagst es!“ wiederholte Naudin achselzuckend.

„Ich wage gar nichts, Bürger. Ich trage meine Kleider nach diesem Schnitt seit langen Jahren her, sie sind mir bequem gewesen unter dem Königthum, sie sind mir auch bequem unter der Republik, und ich werde nicht ein solcher Narr sein, meine hübschen bequemen und weichen Seidenkleider fortzuschmeißen, um mir statt ihrer Cure häßlichen, unbequemen und dicken Tuchkleider zu kaufen, und darin umherzustolzieren. Ich bin viel zu alt, um Cure neuen Moden mitzumachen, und viel zu bequem, um zu lernen, Cure Tuchröcke mit den langen Schwalbenschwänzen und Cure Lederbeinkleider mit den Stulpsstiefeln zu tragen. Gott bewahre mich davon, daß ich meine alten steifen Glieder in ein solches Futtermal einzwängen sollte.“

„Bürger Doktor,“ rief Simon lachend, „Du bist ein prächtiger, jovialer Kerl, und Du gefällst mir sehr. Ich verdank' es Dir auch gar nicht, daß Du lieber Deine bequemen seidenen Kleider trägst, als die neue Tracht, die unsere großen Revolutionshelden in die Mode gebracht haben, damit nichts uns mehr an das verfluchte, gottlose Königthum erinnern soll. Ich wundere mich bloß darüber, daß sie's Dir erlauben, und Dich nicht um einen Kopf kürzer machen!“

„Was sollten sie dann mit mir anfangen im Hôtel Dieu? Ohne Kopf kann man im großen Hospital der Kranken und Leidenden nichts anfangen, denn den Kopf braucht man zum Denken. Da ich nun aber der Kopf des Hôtel Dieu bin, da sie just keinen andern

Kopf haben, der mich ersetzen könnte, und da meine Armen und Kranken trotz meiner altmodischen Kleider von mir curirt werden, und Vertrauen zu mir haben, na, so drücken die großen Revolutionshelden ein Auge zu, und lassen mir den Willen, denn Sie wissen wohl, daß unter dem seidenen Kleid eines Aristokraten doch bei mir das Herz eines echten Demokraten schlägt. Na, aber davon handelt es sich jetzt nicht, Bürger. Laß uns einmal von unserer Bürgerin hier sprechen. Sie ist krank, sie hat das Fieber, und wenn das nicht schlimmer werden soll, so müssen wir rasch Vorschritten treffen, und ihr einen kühlenden, beruhigenden Trank verschreiben.“

„Thue das, Bürger Doktor,“ sagte Simon, „mache mir die Jeanne Marie bald wieder gesund und lustig, denn sonst ist es zum verrückt werden hier in dem verwünschten Hause. Die Jeanne Marie ist auch bloß davon krank geworden, denn sie ist es nicht gewohnt, müßig zu sein, und still zu sitzen, bloß die Hände in den Schooß zu legen, und wie ein wildes Thier in seinem Käfig umherzurennen. Wir sind aber hier im Temple nicht besser dran wie im Käfig, und ich sage Dir, Bürger, es ist schier zum verrückt werden, und es hat die Jeanne melancholisch und krank gemacht, so gar nicht mehr an die frische Luft zu kommen, und keine Bewegung und keine Arbeit mehr zu haben.“

„Wann und warum hat sie keine Bewegung und keine Arbeit mehr? Warum geht sie nicht auf die Strafe und an die frische Luft?“

„Weil sie's nicht darf,“ rief Simon heftig. „Weil die verfluchte kleine Viper da uns unser ganzes Leben verbittert, und uns zu Gefangenen, zu elenden erbärmlichen Gefangenen gemacht hat. Seht ihn nur an, den infamen, kleinen Wolf, er ist daran Schuld, daß ich nicht mehr auf die Strafe, in die Clubs, in den Convent, oder in irgend eine Versammlung gehen darf, sondern hier leben muß wie ein Trappist, oder wie ein eingefangener Verbrecher. Er ist daran Schuld, daß die Jeanne Marie, meine Frau, nicht mehr ihren Platz als Strickerin bei der Guillotine hat, nicht mehr auf Arbeit gehen kann.“

„Ja,“ schrie und ächzte Jeanne Marie, mühsam ihr fieberglühendes Gesicht ein wenig von den Rissen emporhebend, „er ist an Allem Schuld, der schändliche Knabe. Er hat mich melancholisch und traurig gemacht, er hat mich verhärtet und verwandelt! Oh! Oh! er sieht mich schon wieder an, und seine Augen brennen schon wieder in meinem Herzen!“

„Schändliche Viper,“ schrie Simon, mit erhobener Faust nach dem Knaben hinstrühend, „wie kannst Du Dich unterstehen, mit Deinen abscheulichen blauen Augen die Bürgerin anzusehen, da sie es Dir doch verboten hat? Warte, ich will Dich lehren, ungehorsam zu sein, und Du sollst daran denken müssen!“

Seine geballte Faust fiel schwer auf den Rücken des Knaben, und hob sich schon wieder zu einem zweiten

Schlag, als sie von einem eisernen Griffe festgehalten wurde.

„Nichtwürdiger, was willst Du thun?“ rief eine donnernde Stimme ihm entgegen, und zwei zornige Augen blickten ihn aus dem gerötheten Antlitz des Doctors Naubin an.

Simon schlug vor diesen Augen den Blick wie beschämt und geblendet zu Boden, dann auf einmal brach er in ein lautes Lachen aus.

„Bürger Doctor, was für ein lustiger Farceur Du bist,“ rief er fröhlich. „Führst da eine Scene auf wie im Theater, und schreist mich an, als wie sie im Theater die Mörder anschreien. Aber was machst Du denn solch Halloh und Aufhebens davon, daß ich die Wolfsbrut ein bißchen züchtigte, wie sie's doch wahrhaftig verdient hat?“

„Es ist wahr,“ sagte Naubin aufathmend, „ich war zu heftig. Aber das kommt daher, Bürger, daß ich Dich nicht bloß für einen guten Republikaner, sondern auch für einen guten, edlen Menschen halte, und darum that es mir so leid, Dich etwas thun zu sehen, was sich weder für einen Republikaner noch für einen guten Menschen geziemt.“

„Na, was habe ich denn gethan, was sich nicht ziemt?“ fragte Simon ganz erstaunt.

„Sieh ihn an, den armen zerschlagenen, verschwollenen, stumpfsinnigen Knaben,“ sagte Naubin feierlich, indem er die Hand nach dem Knaben ausstreckte, der leise weinend, an allen Gliedern zitternd, auf seinem Schemel saß. „Sieh ihn an, Bürger Republikaner, und dann frage mich nicht mehr, was Du gethan hast, und was sich nicht ziemt.“

„Ach was,“ schrie Simon lachend, „er verdient's nicht besser!“ Er ist der Sohn der Wölfin, der Madame Veto.“

„Er ist ein Mensch,“ sagte Doctor Naubin feierlich, „er ist außerdem ein hilfloser Knabe, den die einige, untheilbare und gerechte Republik seines Vaters und seiner Mutter beraubt, und unter Deinen Schutz gestellt hat, damit Du ihn erziehen sollst, wie Deinen eigenen Sohn. Ich frage Dich aber, Bürger, würdest Du Deinem eigenen Sohn das Gesicht so zerschlagen haben, wie Du's diesem Kinde gethan hast?“

Ein lautes, krampfhaftes Schluchzen drang von dem Bett her, auf welchem Jeanne Marie lag, und machte Simon ganz bestürzt und verwirrt.

„Nein,“ sagte er leise, „ich würde das vielleicht nicht gethan haben! Aber, fuhr er lebhaft und ingrimmig fort, „ein eigenes Kind würde mich auch nicht so viel geärgert und zur Wuth gereizt haben, wie es dieser infame Junge thut. Vom Morgen bis zum Abend ärgert er mich, denn er thut niemals was ich will. Wenn ich ihm befehle, mit mir zu singen, ist er still und stumpf, und wenn er still sein soll, macht er Lärmen. Willst Du es glauben, Bürger, daß dieser Sohn der Wölfin sogar mir keine Ruhe zum Schlafen läßt? Witten in

der Nacht kniet er neulich in seinem Bette nieder und fängt mit lauter Stimme an zu beten, daß die Bürgerin und ich beide davon erwacht sind.“

„Von der Nacht an bin ich krank und elend,“ stöhnte Jeanne Marie, „von jener Nacht an habe ich nicht mehr schlafen können.“

„Du hörst es, Bürger Doctor, die Bürgerin hat solchen Schrecken davon gehabt, daß sie noch heute davon krank ist. Und Du sollst jetzt auch gleich einen Beweis von dem Ungehorsam der kleinen Viper haben. Capet, hierher, komm!“

Der Knabe hob sich mühsam von seinem Schemel herunter, und schlich geknickten Kopfes zu seinem Meister hin.

„Capet, wir wollen singen,“ befahl Simon. „Du sollst dem Bürger Doctor beweisen, daß Du ein guter Republikaner bist, und daß Du es ganz vergessen hast, daß Du der Sohn der Oesterreicherin, der schändlichen Madame Veto bist. Komm, wir wollen das Lied von der Madame Veto singen. „Masch! Stimme an, oder ich schlag' Dich wie einen Drei zusammen. Das Lied von der Madame Veto, hörst Du! Singe!“

Eine kleine Pause der Erwartung trat ein. Dann hob der Knabe sein verschwollenes Angesicht empor, und die großen blauen Augen hefteten sich mit einem trotzigen, flammenden Ausdruck auf das drohende Gesicht des Schusters.

„Bürger,“ sagte er mit klarer, entschlossener Stimme, „ich singe das Lied von der Madame Veto nicht, denn ich habe meine liebe Mama nicht vergessen, und ich kann nichts Schlechtes über sie singen, denn ich habe meine liebe Mama so sehr, sehr lieb, und —“

Die Stimme des Knaben erlosch in Thränen und er ließ sein Haupt auf seine Brust niedersinken, ganz demüthig bereit, die angedrohte Züchtigung zu empfangen. Aber bevor noch die schon erhobene Faust Simons auf das arme Haupt des kleinen Märtyrers niederfallen konnte, ertönte von dem Bett her ein grellender Schmerzensschrei.

„Simon, komm' her zu mir,“ kreischte Jeanne Marie, „hilf mir! Zieh' mir den Dolch aus der Brust. Ich sterbe! Oh, ich sterbe!“

„Was für einen Dolch?“ schrie Simon, indem er zu seiner Frau hinstürzte und die ächzende Gestalt in seine Arme faßte.

„Still,“ flüsterte der Doctor, der gleichfalls zu dem Lager der Kranken herangeritten war. „Still! Sie spricht im Fieber, und der Dolch, von welchem sie spricht, der wühlt wohl nur in ihrem Herzen und ihrem Gewissen. Du mußt sie schonen, Bürger, wenn Du nicht willst, daß sie Dir stirbt. Es muß Alles sehr still und ruhig um sie her sein, und man muß sorgsam bedacht sein, ihre Nerven zu schonen, damit sie nicht ein hitziges Nervenfieber bekommt. Ich werde ihr sogleich eine kühlende Medicin herschicken, und ich werde morgen früh wiederkommen, um zu sehen, wie es der Bürgerin

ergeht! Vergiß aber nicht, Simon, vor allen Dingen Ruhe und Frieden, damit die gute Frau wieder gesund werden kann!“

„Wer mir vor ein paar Wochen gesagt hätte, daß Jeanne Marie Nerven hätte,“ brummte Simon, nachdem der Doctor ihn verlassen hatte. „Die erste Strickerin der Guillotine und jetzt auf einmal Nerven und Thränen! Aber man muß sie schonen! Denn es wäre zu schauderhaft, wenn sie stürbe und mich hier allein ließe mit dem langweiligen Jungen! Ich hielt's nicht aus, ich lief davon! Geh' Capet, schere Dich in Deine Kammer, und untersteh' Dich nicht, heute den Tag über wieder hier herein, und mir in die Quere zu kommen, sonst erwürge ich Dich, ehe Du noch einen Laut von Dir geben und die kranke Bürgerin erschrecken kannst! Mach', daß Du fort kommst, und laß Dich nicht wieder vor mir sehen, wenn Dir Dein Leben lieb ist!“

Das Kind schlich wieder in seine Kammer, hockte sich nieder auf den Fußboden, faltete seine Händchen in einander, heftete seine großen blauen Augen zu dem Plafond empor und horchte mit angehaltenem Athem auf jedes kleine Geräusch, auf jeden Fußtritt, der vom Plafond herniedertönte.

Einmal hörte man ganz deutlich die Schritte eines Auf- und Niederschreitenden, und ein glückliches Lächeln flog über das Angesicht des Kindes hin. „Das ist gewiß meine liebe Maman,“ flüsterte er leise in sich hinein. „Ja, ja, es ist meine Mama Königin, und sie macht im Wohnzimmer ihre Promenade, wie sie es thut, seit sie nicht mehr auf die Plattform kommen darf! Oh Mama, meine liebe Mama! Ich grüße Dich und habe Dich sehr lieb!“

Und das Kind küßte seine Fingerspitzen und warf die Händchen dann empor zu der Decke, und wußte nicht, daß diejenige, welcher er seine Küsse sandte, längst ausgeruht im stillen Grabe von dem Martyrium ihres Daseins, und daß er, ihr unglücklicher Knabe mit dieser Hand, welche Küsse zu ihr emporsandte, das Blatt Papier unterzeichnet hatte, welches seine Mutter mit der fürchterlichsten Verleumdung beschimpfte und verlästerte.

Selbst Simon hatte nicht den grausamen Muth gehabt, dem Knaben von dem Tode seiner Mutter und von dem unwillkürlichen Verbrechen, welches er, ihr armer Sohn an ihr begangen hatte, zu erzählen, und in seiner einsamen stillen Kammer waren die sehnsuchtsvollen Gedanken an seine Mutter der einzige Trost des armen Kleinen.

Und so saß er auch heut, und schauete zu der Decke empor, und grüßte seine geliebte Mama mit seinen Gedanken, und sah sie im Geist ihn wieder grüßen, ihn zärtlich zunicken, und ihren lieben kleinen Louis Charles zu sich in ihre Arme ziehen.

Das waren so süße, so entzückende Phantasien und Gesichte, daß das Kind die Augen schloß, um sie nicht

zu verlieren, und unbeweglich da saß, bis allmählig die Gedanken und Träume in einander flossen, und nicht mehr der Wille, sondern der Schlaf die Augen geschlossen hielt. Aber die Träume blieben, und waren immer hold und erquicklich, und zeigten dem schlafenden Kinde, das im Wachen so viel gemißhandelt ward, nur Scenen der Liebe und Zärtlichkeit. Und es war nicht seine Mutter allein, welche ihn liebevoll umfaßte in seinen glücklichen Träumen, nein, da waren auch seine Tante und seine Schwester, und zuletzt sogar, — oh, wie seltsam die Träume doch sind! — zuletzt sogar sah er die Bürgerin Simon mit freundlicher zärtlicher Miene zu sich herankommen. Sie beugte sich zu ihm nieder, und hob ihn empor in ihre Arme, und küßte seine Augen, und dabei bat sie ihn mit leiser, zitternder Stimme, ihr zu vergeben, daß sie so grausam und schlecht gewesen. Und wie sie so sprach, stürzten ihr die Thränen stromweise aus den Augen und überflutheten sein Gesicht. Sie küßte die Thränen fort mit ihren heißen Lippen, und flüsterte: Vergieb mir, Du armer, unglücklicher Engel, vergib mir, und gehe nicht in's Gericht mit mir. Ich will wieder gut machen, ich will Dich aus dieser Hölle erretten, oder ich will für Dich sterben! O wie hat der böse Mann Dein liebes engelgleiches Gesicht zerschlagen! Aber glaube mir, ich habe jeden Schlag in meinem eigenen Herzen gefühlt und als er Dich mißhandelte, habe ich Hölle martern ausgehault! Oh vergieb mir, Du lieber Sohn, vergieb mir! Und wieder stürzten ihr die Thränen aus den Augen und flossen heiß über seine Locken und seine Stirne hin. Da auf einmal zuckte Jeanne Marie zusammen, legte den Knaben sanft wieder auf die Erde nieder und schlüpfte eilig von dannen. Jetzt ward eine Thür heftig aufgerissen, und Simon's laute und zürnende Stimme ertönte.

Diese Stimme erweckte den kleinen Louis. Er schlug die Augen auf und schaute umher. Ja, es war wirklich Alles nur ein Traum gewesen, weder seine Mutter, noch auch die Bürgerin Simon zu hören, und doch war der Traum so deutlich gewesen, als wenn Alles wirklich geschehen sei! Er hatte die Arme gefühlt, welche ihn zärtlich umfingen, und die Thränen, welche heiß auf seine Stirn fielen.

Ganz unwillkürlich hob er die Hand empor an seine Stirn, und zog sie dann erschrocken zurück, denn seine Stirn und sein Haar waren naß, als hätten die Thränen sie wirklich überfluthet, von denen er geträumt.

„Was bedeutet denn das, Jeanne Marie,“ fragte Simon eben mit zürnender Stimme, „warum bist Du denn aus dem Bett gestiegen, während ich draußen war, und was hast Du denn in der Kammer der kleinen Viper zu thun gehabt?“

„Wenn Du mich allein mit ihm läßt, muß ich ihn doch bewachen, so krank ich auch bin,“ ächzte sie. „Ich hab' nachgesehen, ob er noch da ist, ob er nicht davon gelaufen ist, um uns zu verklagen beim hohen Con-

sent, daß wir ihn allein lassen, und keine Acht auf ihn haben!“

„Ach bah, er wird uns nicht verklagen,“ lachte Simon. „Aber bleibe jetzt nur ruhig liegen, Jeanne Marie, ich verspreche Dir auch, daß ich Dich nicht wieder allein mit der Wolfsbrut lassen will. Hier ist auch die Medicin, welche der Doctor geschickt hat, und morgen will er selber wieder kommen, um zu sehen, wie es Dir geht. Fasse also nur guten Muth, Jeanne Marie, es wird Alles wieder besser werden!“

Am andern Morgen kam der Doctor Naudin wieder, um nach der Kranken zu sehen. Der Schuster Simon hatte sich eben in die obere Etage begeben, um im Namen des Convents eine notwendige Bestellung an die beiden Prinzeßinnen zu machen, und er hatte daher dem kleinen Capet befohlen, im Vorzimmer zu bleiben, und wenn der Doctor käme, demselben die Thüre zu öffnen.

Niemand sonst befand sich in diesem Vorzimmer, als Doctor Naudin eintrat, und die nach dem Vorzimmer führende, gegenüberliegende Thüre war angelehnt, so daß die Kranke, welche sich dort befand, nichts von dem, was hier geschah, zu sehen oder zu hören vermochte.

„Mein Herr,“ flüsterte der Knabe leise und hastig, „Sie waren gestern so gütig gegen mich, Sie haben mich vor Schlägen beschützt, und ich möchte Ihnen gerne dafür danken.“

Der Doctor antwortete nicht, aber er schaute mit dem Ausdruck so inniger und tiefer Theilnahme zu dem Knaben nieder, daß dieser sich davon ermutigt fühlte, weiter zu sprechen.

„Mein lieber Herr!“ fuhr das Kind leise und erregt fort, „ich habe nichts, womit ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen kann, nichts als diese beiden Birnen, welche man mir gestern zu meinem Nachessen gegeben! Sie würden mir, gerade weil ich so arm bin, eine sehr große Freude machen, wenn Sie meine beiden Birnen von mir annähmen!“

Er hatte seine Augen mit einem sanften, flehenden Ausdruck zu dem Doctor erhoben, und aus der Tasche seines abgetragenen, gestickten Kleides die beiden Birnen hervorholend, reichte er sie dem Arzt dar.

Da geschah etwas, was den Schuster Simon, wenn er eben in das Zimmer eingetreten wäre, wahrscheinlich mit der äußersten Wuth erfüllt haben würde, da geschah, daß der berühmte und stolze Doctor Naudin, der erste Director und Vorsteher des Hôtel Dieu, vor diesem armen Knaben in dem gestickten Kleide, der nichts zu geben hatte, als zwei Birnen, daß er vor ihm auf die Knie niedersank, als hätte der Schmerz oder die Ehrfurcht den starken, kräftigen Mann so überwältigt, daß er, während er die beiden dargereichten Birnen

\* Die eigenen Worte Ludwigs XVII. Siehe: Beauschéne II. 189.

nahm, mit leiser Stimme murmelte: „Ich danke Eurer Majestät. Ich habe niemals ein edleres und kostbarereres Geschenk bekommen, als diese beiden Früchte, welche mein unglücklicher König mir giebt, und ich schwöre Ihnen, daß ich Ihnen ein treuer und ergebener Diener sein werde.“

Es geschah ferner, daß der Doctor Naudin die Hand, welche ihm die kostbare Gabe gereicht, an seine Lippen drückte, und daß auf diese Hand zwei Thränen niederfielen aus den Augen des Arztes, der doch sonst so sehr gewöhnt war, menschliches Leiden und menschliche Schmerzen zu beobachten, und dessen Augen doch seit langen Jahren keine Thränen vergossen hatten.

Dann, als man draußen von dem Corridor her das Geräusch nahender Schritte vernahm, erhob sich der Doctor rasch, verberg die Birnen in seiner Tasche, und trat in das Zimmer der Kranken ein, in demselben Augenblick, in welchem die Thüre des Corridors geöffnet ward, und Simon von der Inspection der oberen Etage zurückkehrte.

Der Knabe schlüpfte mit dem Doctor rasch hinein in das Krankenzimmer, und da Niemand auf ihn achtete, schlich er sich leise in seine Kammer, um da auf seinem Strohsack niederzukauern, und mit zitterndem Herzen nachzudenken über Alles, was er heute erfahren, geträumt oder wirklich erlebt hatte!

„Und wie geht es heute unserer Kranken?“ fragte der Doctor Naudin, sich neben dem Bette niederlassend, während er Simon mit einem freundlichen Kopfnicken begrüßte, und ihm mit einem Wink bedeutete, neben ihm sich niederzusetzen.

„Schlecht geht es mir,“ ächzte und stöhnte Frau Simon. „Es brennt wie Fegfeuer in meinem Herzen und läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe. Ich glaube, es ist vorbei mit mir, und ich werde sterben. Das ist auch das Beste für mich, denn ich werde dann wieder frei, und habe dann nicht mehr die Qualen auszustehen, welche ich hier in diesem schrecklichen Gefängniß erduldet habe.“

„Was sind das für Qualen?“ fragte der Doctor. „Wo leidest Du, Bürgerin, wo sitzen Deine Qualen?“

„Ich will's Dir sagen, Bürger Doctor,“ rief Simon ungeduldig. „Ihre Qualen stecken überall, in jedem Winkel dieses einsamen und verfluchten Gebäudes, und wenn das noch lange so fortgeht, wird's mich auch packen und niederziehen. Die Aufsichtsbehörde und der Municipalrath haben uns Beiden eine große Ehre erwiesen, denn sie haben uns das große Vertrauen gezeigt, daß sie uns den kleinen Capet in Aufsicht und Erziehung gegeben haben. Aber es ist unser Unglück, daß man uns so ehrt, und wir werden Beide daran sterben. Denn, um es kurz zu sagen, wir können Beide die Gefängnißluft und die Stille und Einsamkeit nicht vertragen, und es ist für uns Beide eine schreckliche Sache, den ganzen Tag nichts Anderes zu sehen, als

das bunte sanfte Gesicht des Jungen, der mit seinen großen blauen Augen Einen immer so schrecklich angelockt, daß Einem das Herz im Leibe davon weh thut. Wir sind Beide solch nichtsnußiges faules Leben nicht gewöhnt, und es wird uns umbringen, Bürger Doctor. Meine Frau, die Jeanne Marie, welche Ihr da so blaß und still liegen seht, ist sonst das flinkste, munterste Weibsbild und könnte mit ihren starken Armen und braunen Händen so viel schaffen und arbeiten, wie vier andere Frauen zusammengenommen. Und dann war sie die tapferste und wüthendste Republikanerin, die immer dabei war, wenn es galt, für das Volk zu kämpfen. Wir haben Beide geholfen, die Bastille zu erstürmen, sind Beide damals mit nach Versailles gewesen, und haben nachher die Wolfsbrut mit aus den Tullerien abgeholt, und in den Convent geführt. Später ist Jeanne Marie immer die Erste gewesen auf der Tribüne bei der Guillotine und wenn die Herren von Paris, Sanson und seine Gehülfen, des Morgens auf das Gerüst herauf stiegen und die Karren erwarteten, so schaueten sie zu allererst immer nach der Tribüne der Strickerinnen hin, um zu sehen, ob die Bürgerin Simon schon da wäre. Denn es war ihnen, als ginge die Arbeit des Kopfhackens rascher und fiderer von statten, wenn Jeanne Marie da war, und die gefallenen Köpfe in ihrem Strickstrumpf markirte. Das hat mir Meister Sanson selber erzählt, und mir gesagt, daß Jeanne Marie die muthigste von allen Frauen sei, und daß ihre Mienen niemals zuckten, und sie niemals die Augen wegwendet, wenn auch noch so viele Köpfe abgehakt wurden, und in den Korb niederfielen. Und sie war auch dabei, als die Oesterreicherin —

„Still,“ rief Jeanne Marie sich hastig aufrichtend, und die Hände abwehrend gegen ihn ausstreckend. „Sprich nicht davon, damit der Junge es nicht hört, und uns nicht wieder seine schrecklichen Augen macht. Sprich nicht von jenem fürchterlichen Tage, denn an dem Tage hat meine Krankheit angefangen, und ich glaube immer, es war Gift unter dem Brautwein, den wir zur Feier damals tranken. Ja, ja, es war Gift darin, und davon kommt das Feuer, welches in meinem Herzen brennt, und daran werde ich sterben, oh, so jämmerlich verbrennen!“

Sie schlug die Hände vor ihr Angesicht und sank ächzend in die Kissen zurück. Simon schüttelte den Kopf und stieß einen schweren Seufzer aus. „Es ist nicht davon,“ murmelte Simon, „glaube mir, Bürger Doctor, es ist nicht davon! Die Sache ist die, daß Jeanne Marie keine Arbeit und keine Bewegung hat, und daß sie zu Grunde geht, weil wir Beide hier genüthigt sind zu leben, wie die Könige und Aristokraten früher gelebt haben, ohne Arbeit und Beschäftigung, und ohne weiter etwas zu thun, als Grillen zu fangen. Wir werden alle Beide daran zu Grunde gehen, sage ich Dir!“

„Aber, wenn Du das weißt, Bürger, warum giebst

Du die Stelle nicht auf?“ fragte Doctor Naudin. „Warum bittest Du nicht die Municipalbehörde, Dich aus diesem Dienste zu entlassen, und Dir irgend eine andere Anstellung zu geben?“

„Das habe ich ja schon zwei Mal gethan,“ schrieb Simon, indem er wüthend mit der Faust auf den kleinen Tisch neben dem Bette schlug, daß die Medicinflasche hoch empor flog. „Zwei Mal schon habe ich auf meine Versetzung angetragen, und zwei Mal hat mir der Generalrath geantwortet, daß das Vaterland mir befehlt, auf meinem Posten zu bleiben, und daß Niemand da wäre, der meine Stelle ersetzen könne.“

„Das ist ja sehr ehrenvoll und schmeichelhaft,“ bemerkte der Doctor.

„Ja, aber sehr lästig und unangenehm,“ rief Simon. „Wir sind Gefangene durch diesen ehrenvollen und schmeichelhaften Posten. Wir dürfen ebensowenig wie Capet selber den Temple verlassen, denn seit sein Vater todt ist, und die verrückten Legitimisten ihn jetzt ihren König Ludwig den Siebenzehnten nennen, ist der Generalrath und der Convent sehr ängstlich geworden. Sie fürchten immer die geheimen Verschwörungen, und halten es für möglich, daß durch irgend ein Complot der Junge von hier weggeführt würde. Darum müssen wir ihn Tag und Nacht bewachen, und dürfen niemals den Temple verlassen, damit wir niemals in Begehung kommen können mit andern Menschen, und damit die Legitimisten nicht etwa den Versuch machen, sich bei uns einzuschmeicheln. Willst Du wohl glauben, Bürger Doctor, daß sie mir nicht einmal erlaubt haben, zu dem großen Feste zu gehen, welches die Stadt Paris zur Feier der Einnahme von Toulon gegeben hat? Während alles Volk gejubelt und sich amüsirt hat, haben die Jeanne Marie und ich hier in dem nichtswürdigen Temple bleiben müssen, und nichts von der Herrlichkeit gesehen und gehört. Und das treibt mir die Galle in das Blut, und davon werden wir Beide krank und elend, denn es ist schier nicht zum Aushalten!“

„Ich glaube wohl, daß Du Recht hast, Bürger,“ sagte der Arzt gedankenvoll. „Ja das ganze Leiden der Bürgerin Simon kommt davon her, daß sie hier im Temple ist, und wenn sie hier eingeschlossen bleiben muß, so wird sie immer zu leiden haben.“

„Ja, immer zu leiden, fürchtbar zu leiden,“ stöhnte Jeanne Marie. Dann auf einmal richtete sie sich empor, und wandte sich mit einer gebieterischen Sandbewegung nach ihrem Manne hin.

„Simon,“ sagte sie, „der Doctor soll Alles wissen, was ich leide. Er soll meine Brust untersuchen, und die Stelle, wo ich so fürchterbare Schmerzen habe. Aber Du darfst nicht dabei sein, und in Deiner Gegenwart sage ich nichts.“

„Na, na, ich gehe schon,“ brummte Simon. „Was das für zimperliche Manieren sind!“

„Es sind die Manieren einer ernstlichen und ehrsamten Frau,“ sagte der Doctor ernst, „einer Frau,